

Zeitschrift: Bündner Jahrbuch : Zeitschrift für Kunst, Kultur und Geschichte Graubündens
Band: 8 (1966)
Artikel: Die Leute von Calfeisen
Autor: Lendi, Fritz
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-971794>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 13.10.2024

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Fritz Lendi kann am 18. Juni 1966 seinen 70. Geburtstag feiern. Der Jubilar, von impulsiver Schaffenskraft, hat dem schweizerischen und bündnerischen Schrifttum eine Reihe bedeutender Werke geschenkt. Aus dem Roman «Der weiße Schlitten» veröffentlichen wir nachfolgend einen Abschnitt und hoffen, von ihm noch weitere Zeugnisse seiner Muse empfangen zu dürfen.

Die Leute von Calfeisen

Von Fritz Lendi

Man schreibt das Jahr 1630. Der Talamann von Calfeisen, Balthasar Sardoner, und der junge Benedikt Sutter treffen sich ab und zu. Dann muß der Ammann gar manche Auskunft geben. Benedikt will wissen, ob es wahr sei, daß das Calfeisental in früheren Zeiten bei weitem nicht so unwirtlich gewesen wie heute, daß die Lauenen sich vermehrt haben und eine Zeit komme, da man hier nicht mehr wohnen könne.

«Hier, wo wir stehen, Benedikt, dort unten im Tal, allwo Rüfen das Land verwüstet haben, und drüben an jenen steilen Hängen war einst dichter Wald. Er war ein Wärmesponder, hielt er doch die rauhen Winde fern, und da und dort, wo heute magere Weiden sind, sah man saftige Wiesen. Und auch Lawinen sind damals nicht in so großer Zahl zu Tal gedonnert. Der Wald ist es, der Wache hält und den Lauenen Halt gebietet. Sie aber haben jahrelang zu viel junges Holz geschlagen. Beim Wald ist es wie beim Volke. Wenn die gesunde, starke Jugend und die Mannschaft in der Vollkraft fehlt, kann man keinen Feind aufhalten. Wehe jenen Talbewohnern, die den Bannwald schwächen. Benedikt, es ist nicht zu spät. Ich, der neue Ammann, werde wachsam sein und dafür sorgen, daß fortan keiner die Axt dort anlegt, wo er Schaden stiften könnte. Die Talgemeinde von Calfeisen wird nicht untergehen, wenn wir zusammenhalten und dem Verkauf von Grund und Boden an Fremde Einhalt tun. Und siehst du, drüben auf der vorderen Ebene lagert die Sonne den ganzen Tag; dort kann man Gerste pflanzen. Was wir nicht haben, jedoch zum Leben bedürfen, holen wir vom Tal des Rheins herauf und geben jenen dort unten von dem, was unsere Hände schufen. Das Walsertuch

allein wird in Zukunft nicht genügen; die Männer und Burschen sollen während den langen Winterabenden einem Handwerk obliegen und etwas schaffen, das man in den Dörfern und Städten gerne kaufen wird.»

«Was soll es sein, Balthasar?»

«Bald naht der Herbst. Wir gehen zusammen auf den großen Churer Markt. Dort zeig ich's dir.»

Der Herbst ist da, ehe man sich's gedacht hat. Die Hirten kehren mit ihren Rindern und Schafen zu den Heimstätten zurück. Tagelang streifen dann die Burschen und Männer durch Wälder, Schluchten und Töbel und klettern an den Felsen des Ringels, des Trinserhorns, der Scheibe und der Grauen Hörner. Es krachen die Büchsen der besten Jäger im rätschen Land, und gar manches Grattier fällt. Auch Benedikt und Balthasar sind miteinander auf die Jagd gegangen und haben im wilden Trussaltal, von manchen auch Tersol genannt, allwo zwei Dutzend Wildbäche rauschen, von den Kalkbergen fast fortwährend Steine niederpoltern, Geier oder Adler kreisen und es so einsam ist, als wäre man am Ende der Welt, mit sicheren Schüssen zwei Gemsböcke und einen prachtvollen Hirsch erlegt.

Eines Morgens aber, in aller Herrgottsfrühe, gehen Balthasar und Benedikt, jeder ein schwerbepacktes Maultier führend, durch den großen Wald, der zwischen Sankt Martin und dem fürststädtischen Vättis liegt. Sie tragen kurze Degen, damit kein Wegelagerer ihnen zu nahe komme und jedermann sehen kann, daß sie freie Männer sind. Da es noch früh am Morgen ist, gestaltet sich der weite Weg durch den noch dunklen Wald beschwerlich. Nach langer, mühsamer Wanderung liegt mit einem Male ein schöner Wiesengrund und das

Dörfchen Vättis vor ihnen, dessen Häuschen sich mit dem niederen Kirchturm in der Mitte ausnehmen wie dunkle Schäflein, die sich um ihren guten Hirten scharen. Und der ungeheure, doppelgipflige Gebirgsstock von einem Calanda steht da, als ob er sagen wollte: «Wie unscheinbar, wie winzig klein und nichtig doch ihr Menschen seid!»

Balthasar und Benedikt Sutter gehen durch das kleine Dorf, wo der ungestüme, milchweiße Görbsbach der schäumenden Tamina sich zu eigen gibt. Lustig bimmeln die Schellen der beiden Maultiere, und manch freundlicher Morgengruß klingt den beiden Walsern entgegen, denn sie sind hier gut gelitten. Rüstig schreiten sie auf dem schmalen, sanft ansteigenden Weg, der durch friedliches Wiesengelände und hinauf zum Kunkelspaß führt. Zur Linken die Felszähne des Calanda und zur Rechten der alles überragende Ringel. Buchen und Tannen rauschen, und man wandert durch schattige Erlenaunen. Ein Markstein unweit des Weges zeigt an, daß man sich nunmehr auf Gebiet der Gemeinen Drei Bünde befindet. Durch schöne Weiden, die Benedikt immer wieder bestaunen muß, und an zerstreuten Maiensäbhütten vorbei geht es zur Paßhöhe hinauf. Auf einem Grasplatz entledigt man die Maultiere der schweren Last und setzt sich in den Rasen, um sich ausruhen und zu stärken. Es ist das erste Mal, daß Benedikt über den Kunkelspaß nach Bünden wandert. Wälder und grausige Schluchten, in allernächster Nähe von Schnee und Regen gewaschene Felstürme, die aussehen wie jene gewaltigen Königsgräber in Ägypten, von denen ihm Pater Ignazius erzählt hat. Und dann Berge über Berge, die einen wuchtiger als die andern, türmen sich bis zu den Gletschern hin.

Nach kurzer Rast geht es weiter, durch den Engpaß La Foppa und dann auf schaurig steilem und gefährlichem Pfad in die Tiefe.

«Der Weg ist schlecht», sagt Benedikt und hält mit beiden Händen und mit aller Kraft sein Maultier am Zügel fest, damit es ja nicht stürze.

«Viele Tausende», antwortet Ammann Balthasar Sardoner, «Kohorten und Legionen und

Kaufleute und Säumer aus allen Jahrhunderten sind seit der Zeit, da Kaiser Tiberius die Welt regierte und man zu Jerusalem den Herrn ans Kreuz geschlagen hat, diesen steilen Weg gegangen. Die Römer haben ihn erbaut.»

Der Weg ist weniger steil und beschwerlich geworden. Bald geht es durch die Gassen von Tamins. Man wandert im Tale des Rheins. Ems und Felsberg!

«Balthasar, es sind schmucke Dörfer. Die Leute wohnen in festen Häusern. Äcker und Obstbäume umgeben die Wohnstätten. Hier hat man alles, was man zum Leben braucht.»

«Sie haben mehr als wir.»

«Auch Lawinen donnern keine hier.»

«Aber der Rhein überflutet gar oft das Land, und auch Rufen fehlen nicht.»

«Der Winter ist nicht so lang und hart wie im Calfeisental. Balthasar, ich glaube nicht, daß man jenen, die unser rauhes Tal verlassen haben und ins fruchtbare Land gezogen sind, grollen darf.»

«Sie haben viel gewonnen, um das Schönste zu verlieren.»

«Ich weiß wohl, was du damit sagen willst. Jene, die in die Fürstabtei und die Landvogtei Sargans gezogen, sind nunmehr keine freien Männer mehr.»

«So ist es, Benedikt.»

«Balthasar! Ems dort drüben gehört, wie du vorhin sagtest, zur österreichischen Herrschaft Rhäzüns. Dort befiehlt ein fremder Herr. Sonst aber wählen sie in Bünden den Ammann und die Richter selbst. Vor Zeiten sollen etliche aus unserm Tal ins Gebiet der Gemeinen Drei Bünde gezogen sein. Sie haben viel gewonnen und die Freiheit nicht verloren. Aber schau die Mauern, Türme und vielen Giebel dort!»

«Das ist Chur», sagt Balthasar.

Immer näher kommen sie ihrem Ziel. Sie sind schon lange nicht mehr allein auf der Straße. Schwer beladene Fuhrwerke, Säumer und andere Marktleute streben der Curia zu.

«Ei, Balthasar! Schau den feinen Reiter dort mit dem wallenden Federbusch auf dem Hut, dem weißen Spitzenkragen, den weißen Handschuhen und dem Degen mit dem schönen

Knauf! Und schau, wie die Leute sich vor ihm verneigen und die Kappen und Hüte von den Köpfen nehmen. Ob er wohl ein Fürst oder ein Landvogt ist?»

«Nein, hier gibt es keinen Landvogt, und Fürsten kennt man in Bünden nicht.»

«Kein Fürst, kein Landvogt? Und doch tun die Leute so, als ob er einer wäre.»

«Er ist vornehm und reich, Benedikt. Und wer reich ist, hat Macht und wird gefürchtet.»

«Hier in Bünden leben nur freie Menschen, die den Ammann wählen und eigenen Stock und Galgen haben. Oder nicht?»

«Hier gibt es Reiche und Arme. Bei uns im Tal ist keiner reich und keiner arm. Jeder lebt auf seinem Erbe. Keiner besitzt viel mehr als der andere, und wir wissen nichts von Neid. Wo kein Neid ist, fehlt auch der Haß. Nur wer frei von all diesen Dingen ist und vor niemand sich zu fürchten braucht, ist wirklich frei.»

«Balthasar, nun weiß ich . . .»

Er vollendet den Satz nicht, denn Marktleute sind in allernächster Nähe. Man ist der Curia nicht mehr fern, und bald geht es durch das große Obertor und durch die Gassen der heute so belebten Stadt.

Balthasar Sardoner weiß, was Benedikt Sutter sagen wollte, und er weiß auch, daß er nie zu jenen gehören wird, die viel gewinnen wollen, um das Schönste zu verlieren.

Balthasar findet sich in dem Durcheinander zurecht gleich einem ständigen Marktfahrer. Man geht über den Gans- und den Martinsplatz nach der Reichsgasse, und dann unter einem hohen Torbogen hindurch auf den großen Hof des Tuchhändlers Candrian. Es trifft sich gut, steht doch der Herr des Hauses, ein älterer Mann, der nicht minder vornehm gekleidet ist als jener Reiter, dem man vorhin begegnet und vor dem sich alles verneigt hat, mit einem seiner Knechte vor der Tür.

«Ei, der Mann ist wieder da», ruft er, «der hinter dem Ringel, der großen Wand, zu Hause ist, die wir Romanen ‚La Mirada‘ nennen.»

Candrian streckt Balthasar beide Hände hin, reicht hernach auch Benedikt die Rechte zum Gruß, und dann beschaut er die Ballen

bald von dieser, bald von jener Seite und befühlte sie prüfend mit Kennermiene.

«Das Tuch ist gut. Der Preis?»

Balthasar Sardoner nennt ihn, und Candrian wendet sich sogleich an den Knecht.

«Die Ballen bleiben hier. Laß den Mannen in der Schreibstube den Betrag aushändigen und in der Küche Speise und Trank vorsezen. Führe die Maultiere in den Stall und füttere sie.»

Balthasar und Benedikt werden reich bewirtet, und der ausbezahlte Betrag ist bedeutend höher als der verlangte. Die Geldgürtel sind straff und schwer, und so gehen die beiden Männer, nachdem sie sich in Candrians Küche gütlich getan, mit den Maultieren auf den Markt, um einzukaufen. Schwerbeladen führen sie diese nach geraumer Zeit nach Candrians Stallungen zurück, hat man doch gestattet, die Tiere samt den Waren hier über Nacht einzustellen. Und zudem hat der Tuchherr in seinem Hause für die beiden Walser eine Kammer zur Verfügung gestellt, allwo sie die Nacht verbringen können. Aber der Abend ist noch nicht da, und so schlendern sie denn durch die Gassen und Gäblein, wo Benedikt die mächtigen Häuser immer wieder bestaunen muß. Balthasar führt ihn hinauf zu der auf die Stadt herabschauenden Kathedrale, die so groß ist, daß man in deren Schiff gleich ein Dutzend solche kleine Gotteshäuser, wie das Sankt Martinskirchlein zu Calfeisen eines ist, aufstellen könnte. Dann geht man wieder hinter in die Stadt, um sich am Marktbetrieb zu ergötzen. Bauern und Herrenleute, Bürger und Bürgerinnen, Frauen und Mädchen in mannigfacher Tracht und allerlei sonderbares, landfremdes Volk wälzen sich durch die Straßen und über die Plätze und stauen sich vor den Marktständen, vor einer Bretterdiele, auf der ein Gaukler seine Arme und Beine verrenkt und mit mehr oder weniger guten Späßen aufwartet, und bei jenem freien Platz, da ein Barentreiber den Meister Petz allerlei Kunststücke vorführen läßt. Lärm, Schwatzen, Lachen, Rufen! Laut preisen die Marktleute ihre Waren an. Welch ein Gedränge! Man befürchtet beinahe, erdrückt zu werden. Das ist

immer dann, wenn Karrer oder Reiter sich durch die Menge zwängen.

«Jetzt hab ich's», sagt auf einmal Balthasar und zieht seinen Begleiter am Arm zu einem Marktstand hin.

Der junge Benedikt kann sich eines Lächelns nicht erwehren und kann schließlich auch nicht umhin, den Kopf zu schütteln. Der Ammann von Calfeisen bestaunt die Holzpuppen, die ein Händler zum Kauf anbietet! Und jetzt geht Balthasar hin und kauft sogar noch zwei solcher Dinger und verstaut sie mit Sorgfalt in seinem Speisesack.

«Benedikt, sie sind doch hübsch, diese Puppen mit den bunten Röcklein und den niedlichen Häubchen – oder nicht? O, du hast wohl noch nie von den Davoser ‚Poppenschnitzern‘ gehört! Solche Holzpuppen schnitzen an den langen Winterabenden die Männer auf Davos, die Frauen schneiden die Röckchen und Häubchen zurecht, und sie tragen sie dann zu Markte. Die Puppen bringen Verdienst in ihr Tal. Was die Davoser können . . .»

«Balthasar», sagt Benedikt im Weitergehen, «du hast recht, es wird uns auch gelingen . . .»

Seine Worte scheinen in dem ungeheuren Spektakel, der die beiden auf einmal umgibt, unterzugehen. Der Spaßmacher auf der Diele ist die Ursache dieses ohrenbetäubenden Lärmes. Da es nun doch Abend werden will, schicken sich die beiden Calfeisentaler an, ihre Schritte nach der Reichsgasse und des Tuchherrn Haus zu lenken.

«Du, Balthasar!» Benedikt ist freudig erregt: «Es sind Leute aus dem Tal hier, Leute aus Calfeisen . . .!»

«Nein, wir sind die einzigen Calfeiser, die heute ausgezogen sind.»

«Hast du nichts gehört? Es sind Leute vorbeigegangen, die, die – sie reden genau wie wir.»

Nun zeigt Benedikt hastig mit der Rechten nach einer bestimmten Richtung.

«Hab ich's nicht gesagt? Siehst du dort jene Männer und Frauen? Sie tragen dieselbe Tracht wie die von Calfeisen – und, schau, genau dieselben Häubchen haben sie. Balthasar, Ammann, es sind Leute von daheim . . .!»

«Benedikt, ja, es sind Leute von daheim. Nicht von Calfeisen. Aber dennoch sind es solche, die zu uns gehören.»

«Von daheim, sagst du, und doch nicht von Calfeisen.»

«Es sind Leute ab Davos oder Arosen, vielleicht auch aus Safien oder Hinterrhein. Walser, Benedikt, freie Walser! Ja, sie haben dieselbe Sprache, sie tragen die gleiche Tracht; ihr Ururahne ist unser Ururahne. Dieselbe Not, derselbe lange Winter. Aber auch sie gehen zur Talgemeinde und leben frei auf ihrem Erbe.»

«Freie Walser, Leute von daheim . . .»

«Wohl trennen uns Täler und Berge. Aber wir sind *ein* Volk.»

Die beiden schreiten unter dem Torbogen hindurch auf den Hof des Tuchhändlers Candrian.

«Leute von daheim», sagt Benedikt zu sich selbst.

Am andern Tag gehen sie mit den Maultieren den gleichen weiten Weg zurück, den sie gekommen sind. Und nachdem sie den steilen, gefährvollen Pfad, der von Tamins hinauf zum Kunkelspaß führt, hinter sich haben, halten sie kurze Rast.

«Die große Mauer, die große Wand, la Mirada», sagt Balthasar und zeigt hinauf zu den Riesen, hinter denen Calfeisen liegt.

«Gelt, Ammann, das Völklein hinter der großen Mauer wird nicht untergehen.»

«Untergehen! Alles wird letzten Endes vergehen; alle, das ganze Volk und selbst der Ringel sind einmal nicht mehr da, und nichts bleibt übrig als Gott allein.»

«Selbst der Ringel, sagst du!»

«Auch der Ringel und der Gletscher, die Sterne, alles, was wir sehen. Das aber ist in unendlicher Ferne. Unser Völklein wird noch lange sein, und wir werden frei bleiben, wenn wir nicht mutlos werden, den schlimmen Winter, die Lauenen und die harte Arbeit nicht fürchten und zäh und unverdrossen weiterkämpfen.»

«Gibt es Menschen, Balthasar, die nicht kämpfen müssen und dennoch Freie sind?»

«Nein, nur der ist frei, der die Freiheit wie

sein täglich Brot immer wieder aufs neue erkämpfen muß.»

«Aber die feinen Herren, vor denen alle die Kappen ziehen und sich verneigen?»

«Jene, die in Samt und Seide gehen und stolz zu Pferde sitzen, können Sklaven ihrer Habsucht, der Geldgier und ihrer Leidenschaften sein. Der Kaiser selbst ist, wenn er nicht täglich kämpft, ein Knecht.»

«Du bist jetzt der Höchste im Tal, Balthasar.»

«Bei uns ist keiner hoch und keiner niedrig. Die Talgemeinde ist das Höchste.»

«Aber es ist eine große Ehre, Ammann sein zu dürfen.»

«Der Ammann, der nach mir kommt, wird Benedikt Sutter heißen, und die Ammännin ... Ha, Kathi wird sich freuen an dem schönen, bunten Schultertuch, das du ihr gekauft hast.»

«Die Mutter bekommt auch ein solches. Du hast keines gekauft, Balthasar. Wenn du ... Schau dort oben die Gemen, wie sie den Hang heruntersausen ...!»

«Wenn der Ammann eine Ammännin hätte, würde er vielleicht auch ein Schultertuch oder sonst etwas Schönes auf dem Markt erstanden haben, wolltest du sagen. Elsbeth war schön, die Schönste im Tal. Ich gehörte zu jenen, die viel gewinnen wollten, um das Köstliche zu verlieren. Die weite Welt war hart, und die Menschen waren oft grausamer als unsere Lawinen. Und als ich wieder kam ... Du weißt, wie in unserem Tal der Tod sich zeigt. Kurz vor meiner Heimkehr fuhr der Sonderbare in seinem weißen Schlitten ... Sie schläft beim Kirchlein, die Elsbeth.»

Schweigend gehen sie mit ihren Saumtieren hintereinander her. Nach geraumer Zeit sagt Benedikt, daß er während des Winters fleißig das Puppenschnitzen versuchen wolle.

«Alle sollen es tun, Benedikt. Die Puppen bringen Verdienst ins Tal, und wir werden dann manches haben, das wir jetzt entbehren müssen.»

Benedikt sinnt über dies und das, was er heute gesehen und was Balthasar gesagt hat, nach. Ja, der Balthasar, das ist ein Gescheiter.

Er sei beinahe so wissend wie der Pater Ignazius, sagen sie. Wie gut, daß er Talamann geworden ist. Und ob wohl der Ammann, der nach ihm kommt, in Tat und Wahrheit Benedikt Sutter heißen wird? Balthasar hat es gesagt, dann muß es wahr sein. Der Sardoner weiß alles, der Sardoner ... Und Katharina Nigg wird Ammännin sein. Kathi! Wie werden ihre Augen leuchten, wenn sie das bunte Schultertuch sieht.

Mit gleichmäßigen, langen Schritten gehen sie auf dem durch Wiesenteppiche führenden Weg, der nach Vättis hinunterführt. Bald aber liegt auch das fürstädtische Dörfchen hinter ihnen, und man steigt am steilen, bewaldeten Hang gegen Sankt Martin hinauf. Die Tiere stehen ab und zu still, werfen die Köpfe in die Höhe und prüfen mit den Nüstern die Luft. Dann ist es, als lauschten sie gespannt. Das wildaufjauchzende Rauschen der Tamina in der Tiefe läßt sie wohl wissen, daß es heimzu geht, und sie folgen willig ihren Führern.

Die Gedanken Balthasar Sardoners gehen weit zurück. Er sieht sich im fremden Land, in einer Welt voll Glanz und Schönheit, aber auch voll von Lug und Trug, von Arglist, Haß und Neid. Das Heimweh nagte dann an seinem Herzen, das Heimweh nach dem stillen Tal, nach dem Gletscher und nach — Elsbeth. Doch ehe er kam, war sie im weißen Schlitten weggefahren. Der weiße Schlitten! Der Sonderbare, der Tod, hüllte sie in seinen weißen Mantel und fuhr mit ihr über Täler, Berge und Gletscher hin — weit — weit!

Sankt Martin! Der Sardoner hat noch einen weiten Weg, wohnt er doch ganz hinten im Tal. Benedikt aber ist daheim. Lange schaut er dem Ammann nach. Wie groß und kraftvoll Balthasar Sardoner ist! Alle überragt er, aber nicht nur an Wuchs, sondern in gar manchen Dingen. Benedikt sieht eine andere Gestalt. Leichtfüßig eilt Katharina Nigg den Hang herunter. Sie sieht ihn nicht. Ihre Schritte verlangsamen sich, und dann geht sie mit gefalteten Händen zum Kirchlein. Katharina Nigg! Sie ist nicht so zierlich und nicht so fein wie dieses und jenes Mädchen, das Benedikt heute auf dem Churer Markt gesehen hat. Für ihn

jedoch ist sie die Schönste — Katharina Nigg mit den weit über ihren Busen herabfallenden Zöpfen und dem frischen, braunen Gesicht — Kathi, die ihn alles Ungemach vergessen und ihn gleich wieder froh werden läßt, wenn sie ihn mit ihren lichten Augen anschaut. Es sind der Frauen mehr, die zum Kirchlein gehen. Die Mutter ist auch dabei. Benedikt ist auf einmal, sie sei alt geworden. Aber fest umfaßt die schwere, vom vielen Schaffen unschön gewordene Hand den Rosenkranz. Wie ganz anders doch jene fein gekleideten Frauen sind, die ihm heute in Chur begegneten! Aber von der oben zum Kirchlein gehenden Mutter geht etwas aus, das noch viel schöner ist als das, was man Schönheit und weibliche Anmut nennt. Auch einige Männer befinden sich unter den Kirchgängern. Der Vater! Beinahe so groß wie der Sardoner ist er. Aber auch er hat gealtert. Kein Wunder, daß er vor der Zeit alt geworden ist, denn er hat viel schaffen müssen und hat es, wie alle Calfeisentaler, nicht leicht gehabt im Leben. Sein Gang jedoch ist immer noch aufrecht. Gleich er nicht jener mächtigen Tanne, die droben auf der Eggalp steht, durch die mehr als einmal der Blitzstrahl gefahren ist, an der unzählige Male die Stürme gerüttelt haben und die sich einfach nicht unterkriegen läßt? Ha, so wie der Vater sind die meisten Männer im Calfeisental: vom Sturmwind zerzaust, aber knorrig, zäh und stark! Und der Sardoner ist ihr Talammann!

Dem sonnigen Tag folgt eine schöne Nacht. Benedikt Sutter und Katharina Nigg gehen Hand in Hand gegen die Eggalp hinauf. Der Mond hängt gleich einer großen Lampe am Himmel und erhellt den zwischen Sträuchern und Bäumen führenden Alpweg. Bei der großen, alleinstehenden Tanne setzen sich Benedikt und Kathi auf einen Stein. Er erzählt die Erlebnisse des heutigen Tages, und sie lauscht mit großer Aufmerksamkeit. Dann breitet er das Schultertuch, das er unter dem Wams verborgen hielt, auf ihren Knien aus.

«Das habe ich dir vom Churer Markt mitgebracht. Bei Tag wirst du sehen, daß es sehr hübsch ist.»

«O du, das ist ein schönes Tuch. Es soll wirklich mir gehören? Du bist ein Guter, Benedikt.»

Andächtig betrachtet sie das vor ihr liegende Geschenk und streichelt behutsam, fast zärtlich mit der Hand darüber. Benedikt aber legt das Tuch um ihre Schultern.

«Es steht dir gut», sagt er, erhebt sich, und Kathi tut es ihm nach. «Ha, wie werden sie staunen, Kathi, wenn du am Sonntag mit diesem schönen Schultertuch zur Kirche gehst.»

«Aber vielleicht werden sie sagen, daß ich hoffärtig geworden sei.»

«Nein! Meiner Mutter habe ich ein ähnliches Tuch mitgebracht. Es ist nur weniger bunt, etwas dunkler. Die Leute erraten, daß du das Schultertuch von mir bekommen hast. Alle im Tal sollen wissen, daß du mein Weib wirst.»

Wie schön doch Kathi geworden ist! Er legt den Arm auf ihre Schultern. Es ist nicht das erste Mal, daß sie hier bei der Tanne stehen und schweigend hinabschauen ins dunkle, vom goldbestickten Himmel überspannte Tal. Aber diese heutige schillernde Nacht ist die wundersamste von allen. Es ist so still wie in einer Kirche. Benedikt berührt mit den Wangen ihr Haar und dann ihre Stirn. Das, was nun plötzlich über ihn kommt, ist etwas Fremdes, von dem er nicht recht weiß, ob es gut oder böse ist. Nein, es ist nicht böse, es ist schön. Kathi! Etwas Gewaltames ist da, das ihn zwingt, Kathi an sich zu ziehen, ganz fest. Seine Lippen finden die ihren. Er küßt sie, und sie läßt es willig geschehen.

«Kathi — wie schön ist es, daß wir uns so sehr lieb haben dürfen», flüstert er.

«Ja — schön ist es — Benedikt . . .»

Und den beiden ist, als senke sich der Himmel zu ihnen herab und als seien sie ganz in ihn hineinverwoben.